

Medientagebuch

Zum Streit um die „Querfront“-Analyse von Wolfgang Storz

Wolfgang Storz, früherer Chefredakteur der *Frankfurter Rundschau*, hat ein „Arbeitspapier“ mit dem Titel *Querfront – Karriere eines politisch-publizistischen Netzwerks* für die gewerkschaftsnahe Otto-Brenner-Stiftung verfasst. Überregionale Zeitungen wie *Zeit* und *taz* haben es mit Genugtuung zur Kenntnis genommen, doch gibt es auch wütende Kritik etwa von Albrecht Müller, dem Mitherausgeber der *NachDenkseiten*. Der Streit ist also da. Wolfgang Storz selbst fühlt sich von seinen Kritikern missverstanden. Diese Gemengelage ist so verwirrend wie das Thema, an das er sich gewagt hat.

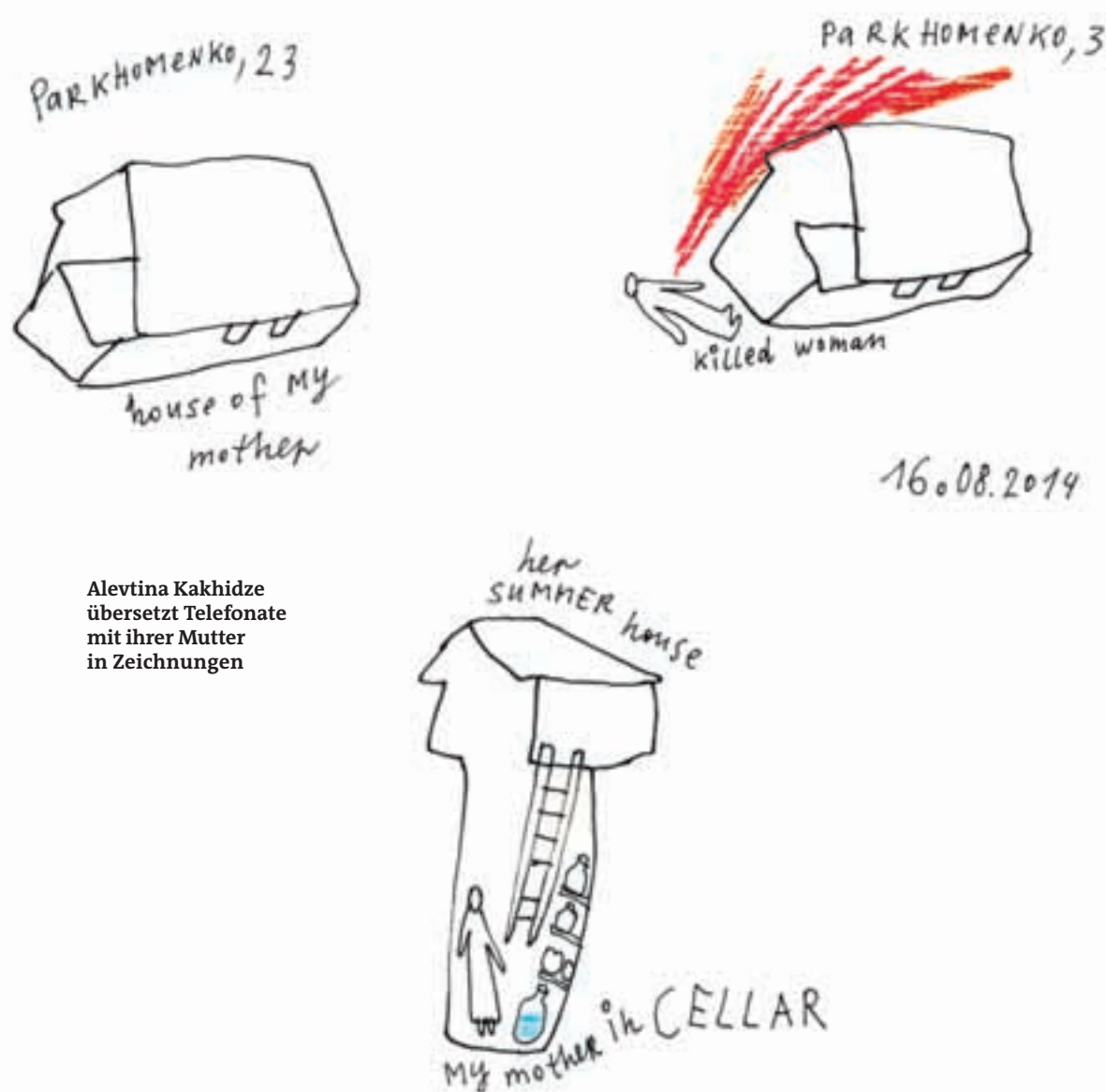
Im Zentrum steht ein Sachverhalt, den niemand bestreiten kann: Publizisten wie Ken Jebsen und Jürgen Elsässer, die seit ein paar Jahren viel Aufmerksamkeit auf sich ziehen, äußern Positionen quer zur Links-rechts-Dichotomie, von der das Parteiensystem beherrscht wird, und vertreten dies offensiv. Die „Mahnwachen für den Frieden“, bei denen sie gelegentlich auftreten, tun das ebenfalls. Wie Storz zitiert, lässt sich Elsässer als Redner von Aufrufen wie diesem ankündigen: „Antifa, Pegida, Mahnwache, Linke, Rechte, marschiert zusammen, ihr braucht euch nicht zu lieben, ihr habt jetzt nur eine Bürgerpflicht: denen da oben eine Grenze aufzuzeigen.“ Doch schon einmal waren links und rechts zusammengezogen, im Ausdruck „Nationalsozialismus“ nämlich. Und darin liegt das Problem.

Man kann Storz nicht vorwerfen, dass er sich nicht um Differenzierung mühte. Er räumt ein, dass die „Vielfalt“ der Positionen, für die in der neuen links-rechten Bewegung demonstriert wird, verwirrend ist: Kritik an der Ukraine-Politik des Westens, Empörung über die Berichterstattung der Leitmedien, Distanzierung vom Euro wie überhaupt von „denen da oben“, Schutz der Familie vor Gender-Mainstreaming ... Eine Methode, schreibt er, „mit diesen Unterschieden angemessen und politisch klärend umzugehen“, sei „noch nicht gefunden“. Für ihn ist freilich klar, dass „ein Demokrat nicht mit einem bekennenden Rechtsradikal für härtere Finanzmarktregulierung demonstriert, weil Werte und Ziele sie grundsätzlich trennen.“ Was spricht denn gegen Wolfgang Storz?

Nur eines, und da hat Albrecht Müller recht: Die Methode, mit der er ein publizistisches „Netzwerk“ konstruiert, ist fragwürdig. Im Kopp-Verlag werden keine linken Inhalte vertreten, sondern nur rechte. Gleichwohl soll er zum „Netzwerk“ gehören, weil sowohl Kopp als auch Elsässer bei Pegida aufgetreten sind. Da ist es kein Wunder, dass nun auch Müller meint, er werde zum „Netzwerk“ gezählt, weil er sich von Jebsen hat interviewen lassen. Storz kann noch so sehr beteuern, das sei nicht der Fall, er hat in Müllers Augen ein „Machwerk“ fabriziert.

Schade, dass die Debatte dadurch behindert wird. Es trägt dazu bei, dass man den Kern der Konfusion nicht erkennt: Leute wie Elsässer und Jebsen kombinieren eingeständenermaßen linke und rechte Inhalte, während eine neue Partei wie Podemos beansprucht, das Links-rechts-Schema zu verlassen. Von Elsässer über Storz bis Müller glauben alle, das sei dasselbe. Dabei gibt es ein Kriterium zur Auflösung dieser Konfusion. Jemand wie Elsässer wendet sich gegen Gender-Mainstreaming. Verlässt er das Rechts-links-Schema? Schwerlich, denn warum will er dann das Mann-Frau-Schema festschreiben? Ist doch das Problem hier wie da das gleiche: die bedingungslose Dichotomie.

Michael Jäger



Alevtina Kakhidze übersetzt Telefonate mit ihrer Mutter in Zeichnungen

ABB.: PHONE CALLS FROM THE CEMETERY, 2014-2015, ALEVITINA KAKHIDZE

Im Keller leben

Ausstellung Schwerpunkt der dritten Kölner Pluriversale ist der Krieg in der Ukraine – auch mit dem Handy am Ohr zwischen den Grabsteinen

■ Hannes Klug

Krieg ist konkret. Kunst ist es auch. Wo es der Kunst gelingt, den Krieg spürbar zu machen, landet sie mit Glück einen Wirkungstreffer. Wer sich die Ausstellung *Phone Calls from the Cemetery and Other Stories* der dritten Kölner Pluriversale ansieht, der fühlt sich danach möglicherweise ein wenig wie ein angeschlagener Boxer.

Ein Schwerpunkt der dritten Ausgabe der Reihe, die über drei Monate Veranstaltungen quer durch alle künstlerischen Disziplinen verquickt, ist der Krieg in der Ukraine. Zum Beispiel in der kleinen Stadt Zhdanovka (Schdaniwka) nordöstlich von Donezk, in der heftige Gefechte stattfanden. Hier hat die Künstlerin Alevtina Kakhidze ihre Kindheit verbracht, ihre Mutter lebt noch heute dort. Der einzige Ort der Stadt, an dem es noch Netzeempfang gibt, ist der Friedhof. Von dort aus ruft die Mutter ihre Tochter

regelmäßig in Kiew an und erzählt von ihrem Alltag: Sie lebt weitgehend im Keller, seit mehr als einem Jahr hat sie nicht mehr richtig geschlafen. Eine Nachbarin wird bei einem Angriff getötet. Zwischendurch macht sie Erdbeeren ein. Alevtina Kakhidze übersetzt die Gespräche in kindlich anmutende Zeichnungen, die ebenso die Erinnerungen an ihre Heimat aufrufen, wie sie in rot gezackten Explosionen den Einbruch der Gewalt in die ehemals behütete Welt ihrer Kindheit zeigen.

Brisante Dialoge

Nicht nur Alevtina Kakhidzes Mutter telefoniert auf dem Friedhof, auch andere Bewohner stehen zwischen Grabsteinen, das Handy am Ohr. Bizzarrer, auch symbolischer könnte eine Szene, die den Alltag an einem Kriegsschauplatz beschreibt, kaum sein. Wohl auch deshalb haben sich die beiden Kuratoren Ekaterina Degot und David Riff dazu entschlossen, den Titel der Installation für die Gesamtschau zu über-

nehmen und lediglich um den Zusatz „und andere Geschichten“ zu ergänzen.

Wie zeichnerische oder kartografische Arbeiten zeichnen auch die gezeigten Videoarbeiten oft die Topografie konkreter Orte nach. *Regular Places* etwa unterlegt statische und manchmal fast idyllische Aufnahmen einer Kreuzung, eines Parks oder einer Unterführung aus Charkiw, der Heimatstadt des Künstlers Mykola Ridnyi, auf der Tonebene mit aggressiv gebrüllten Parolen wie „Ruhm der Ukraine!“ oder „Tod unseren Feinden!“

Phone Calls from the Cemetery ist eine mit acht Werken überschaubare, dadurch aber nicht minder beeindruckende Gruppenausstellung ukrainischer und russischer Künstler im neuen Academy Space des Pluriversale-Kollektivs, das sich hier endlich auch einen festen Veranstaltungsort in der Kölner Kulturszene erobert hat. Verdient hat es den allemal: Durch ihre klare politische Positionierung und den Anspruch, theoretisch wie ästhetisch brisante Dialoge in Gang zu bringen, verknüpft die 2012 ge-

gründete Akademie der Künste der Welt Kunst, Film, Literatur, Vorträge, Musik, Aktivismus und Theater zu interdisziplinären, thematisch aber gebündelten Reihen.

Dabei soll ausdrücklich auch diskursiven Formen Raum gegeben werden. Ein ganztägiges Symposium mit dem Titel (*Gegen den Krieg denken*) suchte am Eröffnungswochenende nicht nur nach Ansätzen für ein postkommunistisches Europa, sondern fragte auch nach anderen Krisenschauplät-

Die Akademie der Künste der Welt mit einer politischen Positionierung

zen wie Syrien, Libyen oder Irak. Wie konkret ist die Drohung eines neuen Faschismus in Kroatien oder Russland? Ist der Krieg in der Ukraine ein Bürgerkrieg, eine Invasion oder doch eher ein Unabhängigkeitskrieg? Wohin geht die Entwicklung, welchen Weg nimmt sie zwischen Reform und Revisionismus, auch in den Staaten des ehemaligen Jugoslawiens?

Mit ganz anderen Fragen trat Hito Steyerl am Eröffnungsabend zu ihrer Lecture Performance an. Die Künstlerin und Filmemacherin, die bei der Biennale in Venedig den deutschen Pavillon bespielt, ist in den vergangenen beiden Jahren wiederholt nach Kobane und die gegenüberliegende türkische Grenzstadt Suruç gereist. Statt Augenzeugin des Kriegs zu werden, fand sie sich jedoch als Teil einer ratlosen Zuschauermenge wieder, die sich auf den Hügeln rund um Kobane versammelte wie das Publikum einer Theateraufführung und nach dem Krieg und dessen Darstellern Ausschau hielt, ohne ihn zu finden.

Angelehnt an Harun Farockis Essayfilm *Erkennen und verfolgen* von 2003 nutzte Steyerl ihre Reisen als Ausgangspunkt für eine Reflexion über den Einsatz und die Macht der Bilder beim Töten. Den Tönen widmete sich anschließend der Klangkünstler und House-Produzent Kassem Mosse, der Klänge und Geräusche zu einer raumfüllenden Soundcollage verband. Wer allerdings glaubte, darin Kriegslärm zu hören, erlag einer Täuschung: Plastikplanen im Wind, knackende Zweige, Jeeptmotoren oder zoomende Kameraobjektive suggerierten abstrakte Szenarien, deren Auslegung allein dem Zuhörer überlassen blieb.

Die Herbstsaison der Pluriversale III zeigt unter anderem noch eine Werkschau des israelischen Filmemachers Avi Mograbi. Alevtina Kakhidze hat die Anrufe ihrer Mutter vom Friedhof auch zu einem Theaterstück verarbeitet, das am Freitag, dem 11. September, unter der Regie von Georg Blokus in Köln uraufgeführt wird.

Pluriversale III Köln, bis 18. Dezember, academycologne.org

Eine Unruhe der Erwartung

Zwischenbericht Nicht nur Daniel Barenboim begeisterte beim diesjährigen Musikfest Berlin

■ Michael Jäger

Die erste Woche ist vorüber. Gleich das Eröffnungskonzert am 3. September mit der Staatskapelle Berlin, ein „Bekenntnis zu Arnold Schönbergs Musik“, war ein Großereignis des Musikfests: Daniel Barenboim dirigierte drei Schlüsselwerke des Komponisten, *Verklärte Nacht für Streichorchester op. 4* (1899/1917), die *Fünf Orchesterstücke op. 16* (1909) und die *Variationen für Orchester op. 31* (1928). Das erste Werk, noch stark spätromantisch und symbolistisch, ist bereits so brillant komponiert, dass man die musikalische Neuordnung gleichsam schon erwartet, die Schönberg mit seiner Zwölftontechnik erichten wird. Die *Fünf Orchesterstücke* können expressionistisch genannt werden, es ist das Schlüsselwerk der Phase der freien Atonalität. Die ersten Stücke zeigen eine Unruhe der Erwartung, die keinen Zusam-

menhang findet außer dem sich einmischenden Ticken einer ablaufenden Uhr. Im vierten Stück bricht die Katastrophe aus. Ganz anders das Klima der *Variationen*, Schönbergs erste zwölftonale Orchestermusik. Hier will der Komponist zeigen, dass er bei allem Avantgardismus in Johann Sebastian Bachs Tradition steht: Die Tonfolge B-A-C-H, die Bach als Fugenthema verwendet hatte, erklingt schon in der Einleitung und bestimmt das ganze Finale.

Von der Klarheit und Emotionalität, mit der Barenboim dirigierte, war das Publikum begeistert. Es war der erste von 14 Konzertabenden, die noch folgen soll(ten), mit Schönberg-Werken. Am 7. September wurde Schönbergs op. 5, die Tondichtung *Pelleas und Melisande* (1903) aufgeführt, tonal noch wie *Verklärte Nacht* und dabei so inhaltsreich, dass zeitgenössische Hörer wie Gustav Mahler sich überfordert fühlten. Es war auch deshalb ein bewegender Abend, weil das SWR-Symphonieorchester

nicht wieder in Berlin zu hören sein wird – es wird demnächst aufgelöst. Der Dirigent François-Xavier Roth sprach deshalb am Ende das Publikum an, und die Instrumentalisten umarmten sich.

Der Einbruch des Weltkriegs

Der zweite große Schwerpunkt gehört dem dänischen Komponisten Carl Nielsen (1865–1931). Sein 150. Geburtstag gibt Anlass, ihn in Deutschland vorzustellen. Mit Nielsen, der wie der Schwede Allan Pettersson die große symphonische Tradition fortsetzt, wird uns wieder ein ungewohnter Ton erreichen: Wie reimt sich das zusammen, dass ein Däne, auf dem Land aufgewachsen, in der antiken griechischen Musik ein Vorbild für die heutige sucht, in seinen Anfängen von Max Regers Polyphonie und Bach-Treue beeindruckt ist, sein Denken sich zugleich der Lebensphilosophie zuwendet, und manche in späteren Werken den Ein-

fluss Igor Strawinskis oder eine Nähe zu Alban Berg herauszuhören glauben?

Sechs Konzertabende sind ihm gewidmet, und man wird dabei The Royal Danish Orchestra kennenlernen, es ist Europas ältestes. Seine 5. Symphonie (1922), die am 14. September zu hören sein wird, reflektiert den Einbruch des Weltkriegs in die europäische Kultur. Der Rezensent denkt bei dieser Musik mit ihren distanzierten polyphonen Linien und der sich einmischenden Trommel im ersten Satz an Dmitri Schostakowitsch. Welchen Begriff wird man sich von ihr machen? Die Vitalität des tonalen Komponierens, als schon Schönberg wirkte, verblüfft immer wieder. Wären nicht die Katastrophen des 20. Jahrhunderts geschehen, wäre es wohl noch unabsehbar weitergeführt worden.

Das **Musikfest Berlin** in der Philharmonie dauert noch bis 20. September

KLEINANZEIGE

Kur an der poln. Ostseeküste in Bad Kolberg!
14 Tage ab 399 Euro! Hausabholung inklusive!
Tel.: 0048943556210 • www.kurhotelawangardia.de